

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbellelage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 177.

Donnerstag, den 30. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Kontinuation.

Auf einmal wurde ihm klar, daß Lady Bellingham noch auf eine Antwort wartete. Etwas verlegen lachend meinte er: „Liebe Lady Bellingham, es war nicht nötig, mir das zu sagen. Es freut mich nicht einmal sehr, im Gegenteil, es wäre mir lieber, wenn Iris ganz mein eigen wäre, keinen Namen außer meinem, keine Familie außer der meinen besäße. Sie werden dies sonderbar finden, nachdem Sie doch sahen, wie ich litt infolge der Mitteilungen Ihrer Schwester an meinem Hochzeitstage. Aber das Kleine geht unter im großen, wie sich der Fluß im Meer verliert. Was mich gänzlich um meine Besinnung brachte, war nicht der Gedanke an Iris möglicherweise niedere oder illegitime Geburt, sondern die fürchterliche Einbildung, sie liebe mich nicht, sondern einen anderen.“

„Und das eine war so töricht wie das andere. Ich habe Sie, Gott sei Dank, überzeugt, daß Iris Sie liebt. Nun hören Sie mir aufmerksam zu, ich möchte Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen, mit dem Iris' Schicksale aufs innigste verknüpft sind.“

Wieder starrte Steinburg sie an, wie wenn er ein Gespenst erblickt würde. Dann setzte er sich neben Lady Bellingham, rückte seinen Stuhl ganz nahe an den ihren heran und sah mit gespanntester Erwartung ihren Mitteilungen entgegen. Alles andere existierte nicht mehr für ihn, er vergaß seine Gäste und sah nur die Frau neben ihm mit dem schönen, traurigen Antlitz, hörte nur, was diese ihm zuflüsterte. Und hier, in der zunehmenden Dunkelheit wiederholte sie die tragischen Schicksale ihres Lebens, jedem ihrer Worte lauschte er gleich einer Offenbarung, einer Offenbarung, die er nicht länger bezweifeln konnte und welche, trotz seiner vorherigen ritterlichen Erklärung, das Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau auf eine andere Grundlage stellte.

Seine erste Empfindung war eigentlich ein Gefühl der Enttäuschung; denn er hatte immer vorgehabt, Iris im letzten Augenblick großmütigst zu verzeihen; durch seine Abwesenheit wollte er ihr nur die Tiefe seines Grolles bezeugen und dann erst, wenn ihr stolzer Geist gebrochen wäre, er gekommen und hätte sie, so gnädig und herablassend wie ein König einem Bittenden gegenüber, wieder in die Arme geschlossen.

Nun aber waren alle seine Pläne zerstört. Denn der Großherzog war fest entschlossen — wenn sich auch jetzt noch Schwierigkeiten wegen umständlicher Formalitäten ergaben — Iris öffentlich als sein legitimes Kind anzuerkennen und sollte er damit auch allen Traditionen seines Hauses zuwiderhandeln. Iris war also nicht mehr allein und verlassen. Hinter ihr stand der mächtige Schutz eines Fürsten und dieser umgab sie mit einem schier unüberwindlichen Wall.

Sie schien ihm so fern und unerreichbar wie die blasse, schlanke Mondsfichel am nächtlichen Himmelsgewölbe. Dann fiel ihm wieder ein, daß Lady Bellingham eigens hierher gereist war, um ihn zu suchen. Also waren jene, die Iris jetzt behüteten, gerne bereit, sie ihm zurückzugeben. Er

(Nachdruck verboten.)

schöpfte frischen Mut, als Moira am Schlusse ihrer Erzählung ihn mit weicher, mütterlicher Geberde an sich zog und zärtlich auf die Stirne küßte.

Sie schien ihn also unbedingt als Sohn anzuerkennen und an einem glücklichen Ausgang nicht im mindesten zu zweifeln. Und Steinburg, der noch ein Kind war, als seine Mutter starb, fühlte sich unwiderstehlich zu Moira hingezogen und betrachtete sie von nun an als zu ihm gehörig.

Er brachte sie in ihr Hotel zurück und gestattete ihr an diesem Abend keine aufregende Unterredung mehr, sondern bestand darauf, daß sie eine Erfrischung zu sich nahm und sich Ruhe gönnte. Mit zärtlichster Sorgfalt umgab er sie und legte dabei eine so jugendliche, fast knabenhafte Heiterkeit an den Tag, daß Lady Bellingham zu begreifen begann, was ihr bis jetzt noch etwas rätselhaft geblieben war: nämlich, wie das Feuer von Iris' erster Liebe zu Mark so schnell erlöschen konnte, um sich in die heißere, hell und stetig brennende Flamme dieser Leidenschaft zu ihrem Manne zu wandeln. Sie überzeugte sich nun, daß Rudolf, sobald es ihm beliebte, unwiderstehlich sein konnte, umso mehr, da seine Liebenswürdigkeit und sein bestechendes Wesen ganz unge sucht und natürlich, der Ausfluß seiner Güte und Lebensfreudigkeit waren.

Leider war Lady Bellingham am folgenden Tage so erschöpft von den Strapazen und Aufregungen der Reise, daß Rudolf — obwohl er leidenschaftliche Sehnsucht nach Iris empfand und ihm jede Minute fern von ihr eine Ewigkeit dünkte — doch der erste war, einzusehen, daß Lady Bellingham unter zwei bis drei Tagen nicht reisen könne. Trotz ihrer Bitten und Vorstellungen konnte er sich nicht entschließen, sie zu verlassen. Sie hatte feinethwillen zu viel gelitten; wer wußte, ob und wann er wieder einmal Gelegenheit fände, ihr seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen? Er beschloß deshalb, bei Moira zu bleiben, konnte es sich aber nicht versagen, Iris wenigstens telegraphische Nachricht zu senden. Die Abfassung dieses Telegramms jedoch kostete ihm gar viel Mühe und Kopfzerbrechen. Er hätte ihr so gern ein warmes, liebes Wort gesagt, das die ganze Tiefe seiner Reue und Liebe ausdrücken sollte. Dagegen wehrte sich sein Stolz. Wie, wenn sie noch zu schwach wäre, um sein Telegramm selbst zu öffnen? Das hätte er nicht ertragen, wenn fremde Augen das erblickten würden, was nur für Iris bestimmt war.

Schließlich beschränkte er sich darauf, ihr die einfache Tatsache mitzuteilen, daß Lady Bellingham zu unwohl war, um abreisen zu können und daß sie beide hofften, am nächsten Tage abkommen zu können. Die Stunde der Ankunft würde ihr telegraphisch mitgeteilt werden.

An diesem Morgen hatte er noch eine lange Unterredung mit Moira, die mit Bestürzung beim hellen Tageslichte die Furchen sah, welche Kummer und Sorge tief in sein Antlitz eingegraben hatten.

Gegen Abend verließ er sie, um an die frische Luft zu gehen und, die lärmende Nähe des Kasinos meidend, bummelte er am Strande auf und ab. Selige Freude und Er-

wartung schwellten seine Brust, vergnügt sog er die frische Brise ein und sah den kleinen, eilenden Wellen zu, die sich wartung schwellten seine Brust; vergnügt sog er die frische schäumend, leise gurgelnd am Sande brachen.

Ganz unerwartet befand er sich auf einmal einem Herrn gegenüber — jener war es, der in letzter Zeit Steinburgs Gedanken so oft auf sich gelenkt und die Achse war, um die sich all die unglückseligen Eifersüchteleien gedreht, die fast sein ganzes Lebensglück zertrümmert hätten. Steinburg stand dicht vor Mark Hampden.

Die beiden Männer maßten sich mit merkwürdigen Blicken, keiner gab durch eine Geberde, eine Miene kund, daß er den andern erkannt hatte. Schon wollte Mark schweigend an Rudolf vorübergehen, als dieser, rasch entschlossen, seinen guten Vorsatz, die Tat folgen zu lassen, auf Mark zuschritt und ihm die Hand reichte.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Hampden,“ sagte er, „und wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir einige Minuten Gehör schenken wollten.“

Hampden nahm die dargebotene Hand nicht. Unentschlossen stand er da.

„Ich wüßte nicht, was wir uns zu sagen hätten. Es beliebt Ihnen, mir die schlechtesten und gemeinsten Absichten zuzutrauen einer Dame gegenüber, die ich anbetete, zu der ich wie zu einer Heiligen verehrend aufschaue und die die Seele mit den bittersten Schmerzen bezahlen mußte. Lassen wir die Sache auf sich beruhen!“

„Nein, nein, das kann und will ich nicht,“ rief Steinburg, „aber ich sehe, Sie wollen sich nicht aussprechen mir gegenüber, bis ich Ihnen Abbitte geleistet, was ich von Herzen gern tue; ich bin jetzt der festen Überzeugung, daß mein Verdacht vollkommen unbegründet war und bitte um Entschuldigung. Genügt Ihnen das, Herr Hampden?“

Mark zögerte auch jetzt noch. Schließlich fiel es ihm ein, wie schwer diese Worte einem Manne von Steinburgs Temperament gefallen sein mochten. Diese wenigen mit Iris Gatten freundschaftlich gewechselten Worte wollte er als Sühne betrachten für die junge Frau. Er reichte Steinburg die Hand, die dieser warm drückte.

„Ich will hinter Ihrer Großmut nicht zurückstehen, Fürst Steinburg. Ich habe schwer gefehlt und bitter dafür gebüßt. Aber dem Himmel sei Dank, ich habe Ihnen keine Bekenntnisse zu machen.“

„Ich weiß es. Und in dem Lichte betrachtet, das die späteren Aufklärungen auf die ganze Sache warfen, ist die ehrende Liebe, die Sie meiner Frau entgegenbringen, eine wehre Freude für mich.“

Hampden lächelte flüchtig. „Diese Sinnesänderung ist etwas verblüffend, verzeihen Sie, wenn ich hinzufüge, daß sie mir auch unerklärlich ist. Ich freue mich aber über die versöhnenden Worte, die ich mit Ihnen wechselte, wenn sie auch meinen Entschluß, aus Ihrer beider Leben gänzlich zu verschwinden, nicht umstoßen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Dies und das.

□ **Alles schon dagewesen.** Graf Zeppelin hat in dem Augenblick Unglück gehabt, als aller Augen auf ihn gerichtet waren und alles in gespannter Erwartung auf ihn schaute. Er hat in dieser Beziehung Schicksalsgefährten, steht also nicht allein. In den vierziger Jahren stand auf dem Bahnhof in Karlsruhe einmal eine Lokomotive bereit, die sollte als erste ihrer Art ihre Kunst vor dem Großherzog von Baden zeigen. Dieser stand auf dem Bahnsteig mit seinem Gefolge, und selbstverständlich einer Masse von Neugierigen. Zwei Ingenieure, einer hieß Kehler, der andere Wehmer, sollten das neue Fahrzeug vorführen. Aber wie ging's? Als die Fahrt losgehen sollte, drehte sich kein Rad. Alles Herumbantieren half nichts. Das „Luder“ ging eben nicht. Der Großherzog wartete ziemlich lange und ließ den Mechanikern Zeit; aber es half nichts, es ging eben nicht. Endlich kam einer der Ingenieure heran und meldete, es sei ihm unendlich leid, aber die Maschine sei nicht in Gang zu bringen, er wisse nicht, wo es fehle. Am nächsten Tage werde sie sicher gehen. Der Großherzog verließ

verdrücklich den Bahnhof. Am anderen Tage funktionierte alles tadellos. Und alles war wieder gut. Der eine der Ingenieure gründete später die Maschinenfabrik in Ehlingen, der andere die in Grafenstaden bei Straßburg.

□ **Der Sektvorhang.** In einem der fashionablesten Berliner Klubs befindet sich ein seltsamer Vorhang. Er trennt zwei elegante Klubzimmer voneinander und dürfte wohl der teuerste Vorhang sein, der überhaupt in der Welt existiert. Viertausend Champagnerkörbe, alle von Flaschen stammend, deren edles Raß achtzehn bis zwanzig Mark kostet, dienen dazu, um den Vorhang herzustellen. Die Körbe wurden auf Draht gezogen und aneinandergereiht. Jeder Korb behielt seine goldene oder silberhüllende Umhüllung. Da erst viertausend Flaschen Champagner getrunken werden mußten, um den Vorhang herzustellen zu können, kommt er auf die Kleinigkeit von fünfundsiebzigtausend bis achtzigtausend Mark zu stehen.

□ **Alte Liebe rostet nicht.** In dem Dörfchen Juzewo bei Lodz fand kürzlich eine seltsame Hochzeit statt: Der vierundneunzigjährige Bauer Andrej Golinski feierte seine Vermählung mit der fünfundsiebzigjährigen Aniela Marciniak. Es sind beide noch recht rüstige Leute, die schon in ihrer Jugend einen Herzensroman miteinander erlebten. Es sind gerade siebzig Jahre her, daß der reiche Andrej die arme schöne Aniela freien wollte. Aber seine Eltern waren dagegen, wie gewöhnlich in solchen Fällen, und er mußte eine andere heiraten. Als Andrejs Frau starb, war wieder Aniela verheiratet, und so lebte er noch Jahrzehnte als einsamer Witwer, während sein Anwesen zerfiel und er schließlich so arm wurde, daß er sich als Bauernknecht verdingen und sich in seinen alten Tagen von seinen Söhnen unterhalten lassen mußte. Aniela war unterdessen eine reiche Gutsbesitzerin geworden. Nach dem Tode ihres dritten Mannes nahm sie vor mehreren Jahren Andrej zu sich, nachdem siebzig Jahre verstrichen waren. Im Hochzeitszuge schritten die Urenkel des Bräutigams einher.

□ **Wettraucher im Klubleben.** Die Stadtväter von Odessa sahen sich gezwungen, um den immer weiter um sich greifenden Anflug des Wettrauchens zu bekämpfen, die Lustbarkeitssteuer für allerlei merkwürdige Vergnügungen auf 300 A zu erhöhen. Aus demselben Odessatempel geht dem „Deutschen Tabakmarkt“ die Schilderung eines solchen Wettrauchens zu, die wir nachstehend wiedergeben. „In den letzten Jahren sind in der hiesigen Gegend sogenannte Rauchklubs entstanden, die selbst bis in die kleinsten Dörfer gedrungen sind. Allwöchentlich halten sie Versammlungen ab und vergnügen sich mit Pfeifenrauchen. Das Stiftungsfecht aber wird jährlich feierlich begangen. Dann ergehen Einladungen an gleiche Klubs von fern und nah. Mit Musik werden die Mitglieder, mit langer, brennender Pfeife im Munde, durch den Ort zum Festlokal begleitet, wo ein Preiswettrauchen stattfindet. Am vergangenen Sonntag war es mir vergönnt, in dem nahegelegenen Dorfe Gubderath einer solchen Festlichkeit beizuwohnen. Schon am Vormittag war Delegiertenversammlung mit Pfeifenstopfen. Es waren elf Vereine erschienen, einer sogar aus Soest in Westfalen. Das Pfeifenstopfen nimmt eine geraume Zeit in Anspruch, denn für jedes Mitglied werden 5 g. Tabak abgewogen und in einen neuen Pfeifenkopf gestopft. Die Preise waren auf einer langen Tafel ausgestellt. Der Ehrenpreis bestand in einem Hühnchen; außerdem sah man Bierseidel, Eichen- und Goldkränze. Für den weitest entfernten Klub war ein besonderer Preis gestiftet. Gegen 1/6 Uhr begann die Feier. Unter dem Klänge der Musik erschienen die Herren Preisrichter, 10 an der Zahl, und ließen sich an einer langen Tafel nieder, auf der für jeden ein Protokollbuch fertig lag. Die Herren Raucher von Nr. 1 bis 10 wurden vom Vorsitzenden des festgebenden Vereins aufgefordert, in das Wettrauchen einzutreten. Sie nahmen auf einem erhöhten Platze, den Preisrichtern gegenüber, ihren Sitz, und nun erscholl das Kommando: Feuer! 1, 2, 3, 4, 5 — fertig! Jetzt waren alle Pfeifen angezündet, und nun galt's, recht bald das Quantum Tabak in Rauch zu verwandeln. Bald waren sämtliche Raucher in Nikotinwolken eingehüllt. Ein Vorstandsmitglied zählte laut die Minuten und Sekunden. Zwischen zwei und drei Minuten hatten die meisten Raucher schon ihr Pensum erledigt und überreichten eiligst die Pfeife den ihnen gegenüberstehenden Preisrichtern, die dann zu Protokoll nahmen Minuten- und Sekundenzahl sowie Beschaffenheit der Asche. Nach ein paar Tänzchen wurde die zweite Serie (von Nr. 11 bis 20), zugelassen. Dasselbe Schauspiel wie vorher und so ging's weiter, bis sämtliche Mitglieder der eingeladenen Klubs von ihrem Rauchertalent Zeugnis abgelegt hatten. Zuletzt fand nur noch ein Wettrauchen um den obigen Ehrenpreis statt. Gegen 9 Uhr wurde mit der Preisverteilung begonnen. Unter dem Klänge der Musik und dem Jubel der Festteilnehmer wurden die Preise feierlichst überreicht.“

In den Sternen steht's geschrieben...

Im Schloß am Meer war's. Fern im welschen Süd.
Vom Traum und Rausch der schwülen Sommernacht umfangen
Lag rings das Land. Auf ferner Barke nur
Zwei Gondolieri, die ein Lied vom Leben sangen.

... Hoch broben auf dem Turm im Herzogschloß,
Dem Firmament zunächst mit seinen blauen Zernen,
In tiefem Sinnen steht der weise Astrolog
Und liest die Zukunft aus den gold'nen Sternen.

... „Nun Meister, rasch — was sagt das Horoskop?“
Der Herzog fragt's den grübelnden Asketen.

Der Weise drauf mit angsterfülltem Blick:

„Den frühen Tod bescher'n Euch die Planeten!“

„Seid Ihr bei Sinnen — wahnvermess'ner Greis?“

„Das wagt Ihr mir, dem Lebenden, zu sagen?“

„Ihr seid ein Charlatan, ein blinder Tor!“

„Und Toren sollt' ums Schicksal man nicht fragen!“

... „Die Zeit wird's lehren, ob ich wahr gesagt,“

Mein Leben wird das Eure überdauern,

Mit Flammenzeichen in den Sternen steht's.

Und ihre Weisheit troset Euern Mauern!“

... Der Alte sprach's. Der Herzog lacht ihm Hohn.

„Genug, genug! Ihr böhrt mit Hals und Kragen

Am Galgen! Morgen spott' ich Eurer Kunst,

Die sich vermaß, dem Herzog wahr zu sagen!“

Des nächsten Tages rote Frühlichtglut

Umflammete blutig auf dem Rabensteine

— Im Tod verstummt der allzurasche Munk.

Des Astrologen sterbliche Gebeine...

Im Rausch der Wollust, beim Kalernerwein,

In weichen Armen und in heißem Hassen,

Den Kranz von Rosen in dem blonden Haar,

Hat bald den Herrn der blanke Dolch getroffen.

Sein Name sank mit ihm hinab zur Gruft,

Jedwede Spur vom Herzog ist verschwunden.

Doch jener Weise, den er hängen ließ,

Hat ew'gen Lebens Nachruhm rasch gefunden.

Verödet liegt das holze Schloß am Meer.

Auf fernen Barfen, die wie Geister schweben,

Hört man der Schiffer stillverträumtes Lied,

Das heiße, märchenhafte Lied vom Leben!

Wilhelm Clobes!

Bismarcks Liebesbriefe.

Die Persönlichkeit des großen deutschen Kanzlers, dessen Gedächtnis in diesen Tagen wieder lebhaft erneuert wird, tritt uns menschlich näher, wenn wir die „Briefe an seine Braut“ durchlesen. Es sind interessante Dokumente eines innigen Liebeslebens, die einen wertvollen Beitrag zur Memoirenliteratur darstellen. Nachstehend bringen wir zwei dieser Briefe, um ein Bild des verliebten Bismarck zu geben.

Schönhausen, 21. Febr. 47.

Johanna, Du behre Hälfte meiner oder Unserer! Deinen Brief vom 18. empfing ich heut, und sage Dir zuerst meinen innigen Dank für die herzliche Liebe, die mich aus ihm anspricht. Liebe kennt keinen Dank und erwartet keinen sagt jemand, Dank ist ein kaltes Wort. Schadet nicht, ich fühle Dankbarkeit gegen Dich, und liebe Dich doch. Ich empfing Deinen Brief heut Nachmittag und konnte mich nicht gleich hinsetzen Dir zu antworten, weil ich einer langweiligen Einladung genügen mußte, und meine Abreise bis 5 aufgeschoben hatte, um die Post erst zu erhalten. Eben komme ich zurück, kalt, naß und geärgert durch die faden Leute, aber ein Paar Zeilen muß ich heut noch schreiben. Ich beantworte Deinen Brief seiner Reihenfolge nach. Deich-Hauptmann zu sein ist allerdings in diesem Jahr sehr fatal, wenn man eine Braut in 70 Meilen Entfernung hat: Seit vorigem Sonntag ist Thauwetter, seit einigen Tagen erwartete man das Aufgehn des Stromes, und noch ruht er. Dabei erhielt ich vor einigen Stunden eine Staffette, daß das Eis bei Dresden und in Böhmen seit 2 Tagen in Gang ist: eine gefährliche Sache, wenn es sich oben eher löst als hier, die uns viel Uebles bringen kann. Morgen, spätestens Dienstag muß es nun hier in Gang kommen. 14 Tage

ist der kürzeste Termin, in dem das Eis ausgelieft haben kann, mitunter dauert es 6, meist 3 bis 4 Wochen.

Meine sentimentalen Tiraden in Bezug auf arme Leute und Reisekosten werden wahrscheinlich Nebensarten bleiben, und meine Jugend wird nicht auf die Probe gestellt werden da der Dienst mich vermutlich nicht viel vor Mitte März freilassen wird, abgesehen von allen verschiebbaren Terminen. Jedenfalls will ich mich bemühen, daß der auf den 20. angesetzte Ritterschaftsconvent früher gelegt wird.

Sage mir mein Engel, Du schreibst mit so vieler Ernsthaftigkeit über Porto-Scrupel; bin ich oder bist Du der Kommer, der keinen Scherz versteht? Glaubst Du wirklich, daß mich das angeht, wieviel Porto ein Brief kostet? Daß ich einen weniger schreiben würde, wenn es 10fach wäre? Diese Idee stimmt mich ungemein heiter, wenn das Dein Ernst war, wie ich nach der Fassung beinah glaube; und wenn ich Karrikatur zeichnen könnte, so würde ich Dir mein Profil so lastisch-jardonisch-ironisch-satirisch an den Rand malen, wie Du es noch nie gesehen hast. Du erinnerst vielleicht, daß ich mich in Zimmerhausen schon über Deinen Mut gewundert habe, mich, den Halbfremden, anzunehmen in der Eigenschaft, dans laquelle me voila; daß Du mich aber so wenig kennst, daß Du mich, den geborenen Verschwender, für geizig hältst, zeigt, daß Du dich mir in blindem Vertrauen hingegeben hast, in Vertrauen, wie es nur eine Liebe geben kann, für die ich Dir Hände und Füße küsse. Du mein Herz, wie wenig kennst Du die Welt! Warum verflagst Du Deinen letzten Brief so sehr? Ich habe nichts darin gefunden, was mir nicht lieb und lieber gewesen wäre. Und wäre es anders, wo solltest Du künftig eine Brust finden, um zu entladen, was die Deine drückt, wenn nicht bei mir? Wer ist mehr verpflichtet und berechtigt, Leiden und Kummer mit Dir zu theilen, Deine Krankheiten, Deine Fehler zu tragen, als ich, der ich mich freiwillig dazu gedrängt habe, ohne durch Bluts- oder andere Pflichten dazu gezwungen zu werden? Du hattest eine Freundin zu der Du zu jeder Zeit flüchten konntest, von der Du nie abgewiesen wurdest; vermissst Du die in diesem Sinne, in dem Bedürfnis?

Meine liebe, liebe Johanna, muß ich Dir nochmals sagen, daß ich Dich liebe; sans phrase, daß wir Freud und Leid mit einander theilen sollen, ich Dein Leid, Du das meine, daß wir nicht vereinigt sind, um einander nur zu zeigen und mitzutheilen, was dem andern Freude macht, sondern daß Du Dein Herz zu jeder Zeit bei mir ausschütten darfst, und ich bei Dir, es es mag enthalten was es wolle; daß ich Deinen Kummer, Deine Fehler, Deine Unarten, wenn Du welche hast, tragen muß und will, und Dich liebe wie Du bist, nicht wie Du sein solltest und könntest? Benutze mich, brauche mich, wozu Du willst, mißhandle mich äußerlich und innerlich, wenn Du Lust hast, ich bin dazu da für Dich, aber „genire“ Dich nie und in keiner Art vor mir, vertraue mir rückhaltlos, in der Ueberzeugung, daß ich Alles, was von Dir kommt, mit inniger Liebe, mit freudiger oder geduldiger aufnehme.

Behalte nicht Deine trüben Gedanken für Dich und blide mich mit heiterer Stirn und fröhlichen Augen an dabei, sondern theile mir in Wort und Blick mit, was Du im Herzen hast, mag es Segen oder Leid sein. Sei niemals kleinmütig gegen mich, und erscheint Dir etwas in Dir unverständlich, sündhaft, niederdrückend, so bedenke, daß All dergleichen in mir tausend Mal mehr vorhanden ist und ich davon viel zu sehr und innig durchdrungen bin, als daß ich dergleichen bei Andern geringschäßig betrachten sollte, bei Dir mein Herz aber anders als mit Liebe, wenn auch nicht immer mit Duldung, wahrnehmen könnte. Betrachte uns als gegenseitige Beichtväter, als mehr wie das, die wir nach der Schrift „Ein Fleisch“ sein sollen.

Den 22. früh.

Soeben werde ich jählings den süßesten Träumen entrisen, mit der Nachricht, daß das Eis sich in Bewegung setzt; an und für sich eine sehr günstige. Das Wasser steigt stündlich 1 Zoll und wird vermutlich so und etwas langsamer, wenn keine Eisstopfung eintritt beibehalten, bis es 10 Fuß bis 12 höher steht als jetzt. Wie lange es dann in solcher Höhe bleibt, davon hängt es ab, wann ich Dich sehe. Denn ich werde am Ende doch zu Dir kommen müssen, sobald die Elbe mich losläßt, trotz Freitag und Allem, Du wirst mir sonst blässer und blässer bis zur Unsichtbarkeit. Zu dem Ritterschafts-Convent muß ich aber hier sein.

Ich kann nur noch, während gefaltet wird, ein Paar Zeilen schreiben, und das tut mir herzlich leid, da ich gestern Abend so sehr lehrreich gewesen bin, so wollte ich Dich heut noch recht streicheln, bis Du behaglich geknurrst hättest, aber wer weiß, wann ich wieder schreiben kann in den ersten Tagen, und da will ich den Brief, so kurz er ist, nicht noch aufhalten. Bemühe

Dich nicht, eine Kerse, glatte Rede zu werden von Hause aus. Die kann kräftig und grün nur dann dastehen, wenn sie wild hin-
 auswächst und vom Gärtner mitten durchs Leben beschnitten
 wird, und das werde ich ja doch nicht über mein Herz gewinnen;
 wachse beliebig als Waldrose; das häßliche Moos und die all-
 zuharften Dornen wollen wir uns beide bemühen schmerzlos
 oder doch vorsichtig zu entfernen.

Leb wohl, die Eischollen spielen mir den Bappenheimer
 Marsch zum Auf, und der Chor der berittenen Bauern singt
 „Trüß auf Kameraden“. Warum thun es die Klöße nicht wirk-
 lich? wie schön wäre das und wie poetisch, Es weht mich wie
 frisches Leben an, daß dies langweilige Warten vorbei ist und
 die Sache vorzieht. Deut Nacht „sieh ich in finsterner Mitternacht“,
 und Du „schickst ein fromm Gebet zum Herrn, wohl für den
 Liebsten in der Fern“. Mit Jacobi 5. 16. hast Du ganz recht, es
 war damals nur so eine Augenblickliche schiefe Idee von mir,
 und ich gedenke Deiner wenn ich bete. Je t'embrasse.

Dein Knecht

B.

Komponistenhonorare.

Vor 20 Jahren schrieb Ludwig von Herbeck: „Es dürfte
 schwerlich je gelingen, das Mißverhältnis, in welchem die ma-
 terielle Entlohnung geistig Produzierender zu dem wahren
 Werte ihrer Schöpfungen häufig steht, gänzlich zu beseitigen.
 Eine liederliche Operette wird in der Regel hundert-, ja tau-
 sendfach besser bezahlt als eine gute Symphonie; nach einem
 flachen, pitant geschriebenen Roman haschen viele Verleger
 förmlich, während sie Anträge von Verfassern gediegener wi-
 ssenschaftlicher Schriften meist mit bedauerndem Achselzucken er-
 widern. Diese Tatsachen müssen in sittlicher Hinsicht bedauert
 werden, in geschäftlicher läßt sich dagegen nichts einwenden.“

Diese Klage hat heute wohl keine volle Berechtigung mehr.
 Auch ernste, bedeutende Komponisten auf dem Gebiete der Oper
 sowohl, wie Symphoniker und Liedichter anderer Art, beziehen
 jetzt sehr ansehnliche Honorare, wenn sie Erfolg haben, freilich
 nicht in dem Maße wie die Autoren jener Operetten, welche eine
 Rundreise um die Welt machen. Aber die Klavier- und auch
 noch manche schöpferischen Größen einer halbvergangenen
 Musikzeit hatten oft buchstäblich Not zu leiden. Im „Berliner
 Tageblatt“ schreibt C. A. Bratter: Für seine „Don Juan“-Par-
 titur erhielt Mozart 225 Gulden, für seine „Entführung“,
 „Sigaros Hochzeit“, „Così fan tutte“ je 100 Dufaten. Daß es
 Schubert oft an wenigen Kreuzern fehlte, um sich Brot zu
 kaufen, ist bekannt. Um sich diese paar Kreuzer zu verschaffen,
 schrieb er mehr als einmal mit knurrendem Magen eines seiner
 unvergänglichen Lieder, die ihm ein wohlwollender Verleger um
 einige „Sechserln“ abkaufte. Beethoven und Weber waren
 in ihren letzten Jahren finanziell besser gestellt, aber auch
 Beethoven würde gewiß häufig gedurft haben, hätten nicht meh-
 rere Kavaliere ihm einen Jahresgehalt von 4000 Gulden aus-
 geworfen, eine Summe, die sich allerdings infolge des öster-
 reichischen Staatsbankrotts von 1811 bedeutend verringerte.
 Weber erhielt von der Berliner Hofbühne für seine „Frei-
 schütz“-Partitur ganze 80 Friedrichsdor, von denen aber noch
 die Kosten des Textes zu zahlen waren, so daß für ihn ungefähr
 388 Taler abfielen. Als der „Freischütz“ zum fünfzigsten Male
 aufgeführt wurde — die Hofbühne hatte bis dahin aus dieser
 Oper 30 000 Taler eingenommen — fand der Intendant Graf
 Brühl sich veranlaßt, dem Komponisten ein Geschenk von 100
 Talern anzubieten. Weber lehnte mit den bitteren Worten ab:
 „Ich bin einmal ein Deutscher, was ist dazu erwarten!“ Für
 die „Cunstanthe“ und den „Oberon“ wurde besser bezahlt; die
 Berliner Hofbühne bewilligte 800, die Wiener ungefähr 1300
 Taler.

Lorhing erzielte für seine Opern durchschnittlich zwölf
 Louisdor. Er fand es „nobel“, daß Hamburg ihm für „Undine“
 zwanzig Goldstücke anbot! Ein Kölner Theaterdirektor machte
 sich nicht den mindesten Skrupel daraus, die „Undine“, die er
 dem Komponisten um ein Schandgeld abgekauft hatte, an einen
 anderen Direktor weiter zu verkaufen. Als Lorhing einen An-
 teil an diesem Profit reklamirte, versprach der Kölner Direk-
 tor ihm 12 Louisdor, aber Lorhing erhielt nicht einen Pfennig,
 trotzdem die Oper volle Häuser machte. Mendelssohn,
 Meyerbeer, Liszt waren gut honorierte Komponisten.

Brahms erhielt zum Teil glänzende Honorare. Auch
 Humperdinck, Bruch, Scharenk, d'Albert kon-
 nen sich zwei- bis dreimal wöchentlich eine Sechserziggarre lei-
 sten, ohne ihre Verleger um Vorschuß bitten zu müssen.

Körperpflege.

Zu den bedeutendsten Faktoren einer gewissenhaften Kör-
 perpflege gehören die Ganzwaschungen des Körpers. Es ist
 allerdings keineswegs gleichgültig, wie man die Abwaschungen
 des Körpers handhabt: auch sie müssen rationell ausgeführt
 werden.

Nicht jeder Mensch kann nach derselben Weise behandelt
 werden, der eine ist zarter von Natur angelegt, muß in Rücksicht
 darauf vorsichtiger sein; der andere ist kräftiger, heißblütiger,
 kann deshalb seinem Körper mehr bieten, weil sich bei ihm die
 verbrauchte Wärme schneller wieder ersetzt.

Aus diesem Grunde müssen entkräftete, blutarme Indivi-
 duen bei Ganzabwaschungen das kalte Wasser etwas temperieren,
 so daß es auf 20—25 Grad Reaumur gebracht wird, bei einer
 Zimmertemperatur von 15 Grad Reaumur. Ein kräftiger
 Mensch dagegen, erträgt sehr gut eine Abwaschung von 15—18
 Grad Reaumur und fühlt sich dadurch erquickt.

Wollen wir Abwaschungen mit gutem Erfolge unserm Kör-
 per angedeihen lassen, so dürfen wir nicht bei den Waschungen
 stehen bleiben, sondern auch zu Abreibungen nach denselben
 übergehen, da durch das Trockeneiben, das sogenannte Prot-
 tieren, die Haut eine angenehme Anregung zu einer Tätigkeit
 empfängt, und das belebende Gefühl von Wärme durch Zu-
 führung von Blut auf die Haut sich dann über den ganzen Kör-
 per ergießt. Nimmt man selbst ohne andere Hilfe die Ab-
 waschung vor, so ist es gut, mit dem Waschen des Kopfes zu
 beginnen, nachdem man sich bis zu den Hüften entkleidet hat;
 dann folgt der Hals, die Brust, der Rücken und die Arme.

Zum Waschen des Rückens bedient man sich eines langen,
 groben Handtuchs, das man an beiden Enden faßt, nachdem es
 ganz und gar eingetaucht worden ist, und mit gestreckten Ar-
 men über den Kopf hinweg auf den Rücken schlägt, auf dem
 man es mit beiden Händen schnell hin- und herzieht, indem
 man den ganzen Rücken kreuz und quer auf und nieder in An-
 spruch nimmt.

Das Abtrocknen spielt noch eine wichtigere Rolle bei dem
 Waschungsprozeß als das Abwaschen selbst. Man bediene sich
 eines groben Prottierhandtuchs, das ebenso wie das Abwasch-
 tuch, den Rücken kreuz und quer bearbeitet und alle Glieder
 trocken reibt, bis sie gerötet sind und bis ein Gefühl von ange-
 nehmen Brennen erzeugt ist. Ist der Oberleib gewaschen, so ist
 es ratam, ihn leicht zu bekleiden, ehe man an die Waschung
 des unteren Teiles des Leibes geht. Die nackten Füße stelle
 man auf eine Decke.

Am Schachbrett.

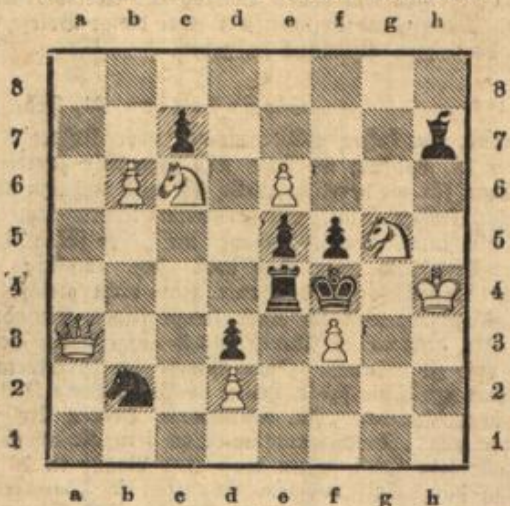
Auflösung zu Nr. 169.

W. Kd7, Dg7, Td4, Bd5 e3, g2.
 Schw. Kf5, Sd2, b3, Bf3.

1. d5 — d6 beliebig
2. 4 fach $\dagger$ matt.

Schachaufgabe

Dreizüger von Dr. H. W. von Wallhoffen.



Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (8+8)

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
 Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
 Konrad Leibold in Wiesbaden.